

Zürcher Schauspiel : "Stella und Antonie" von Otto Julius Bierbaum

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **6 (1910)**

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Ernennung von Ehrendoktoren gehört heute zu den unumgänglichen Zugaben akademischer Anlässe. Man kann von dieser Sitte verschieden denken. Eine Tat mutiger Selbständigkeit bedeutete es jedenfalls, dass just die Universität Basel den Künstler Ferdinand Hodler zum Ehrendoktor der Philosophie kreiert hat. Die Hodler-Sammlung im Basler Museum hatte bis jetzt auf ein besonders liebevolles Verständnis für Hodlers Eigenart und Größe nicht schließen lassen.

Als ein Familienfest hat der Rektor die Feier charakterisiert. Ein Stadtfest war sie unstreitig. Der ganze Große Rat und Bürgerrat, die sämtlichen Zünfte zogen mit den Akademikern und den Studenten in gewaltigem Zuge ins Münster. Alle Schulen hatten Ferien erhalten; auch die Börse machte Feiertag. Der Zudrang zur Münsterfeier, für die Hans Huber, der Basler Ehrendoktor, eine hoheitsvoll einerschreitende Kantate komponiert hatte, war ein ganz außerordentlicher. Alles sprach laut von der Sympathie, deren die Universität sich in der Bürgerschaft des charaktervollen Stadtstaats am Rhein erfreut. „Basel ist die einzige deutsche Stadt, die mit eigener Kraft ihre hohe Schule aus dem Mittelalter bis in die Gegenwart gerettet hat,“ sagte die Festrede. Wir hegen gute Zuversicht, dass aus dieser Gegenwart der Weg noch in eine weite Zukunft hinausführt. Sollte es je nötig werden — meinte ein Redner — dass die Tatsache des treuen Festhaltens der Stadt an ihrer Hochschule einer öffentlichen Erhärtung bedürfte, so brauche nur (wie dies im Jahre 1850 geschehen ist) im Großen Rat jemand den Antrag auf deren Aufhebung zu stellen; man werde dann wie damals erleben, welch wuchtige Stimmenmehrheit sich für die Beibehaltung der Universität ausspreche.

Ein stolzer Band ist die Festschrift, welche Rektor und Regenz auf das Jubiläum herausgegeben haben. In ihr steht unter anderm eine ganz prächtige Studie des Philosophieprofessors Karl Joël über Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph. Wer den Essay über Burckhardt in der letzten Nummer dieser Zeitschrift gelesen hat, wird mit besonderem Interesse und Gewinn zu dieser umfangreichen Studie greifen. Das Verhältnis Nietzsches zum Verfasser der „Welthistorischen Betrachtungen“ hat niemand bisher so scharf und gerecht beleuchtet und bestimmt.

ZÜRICH

H. TROG



ZÜRCHER SCHAUSPIEL

„STELLA UND ANTONIE“ VON OTTO JULIUS BIERBAUM

Es wäre wohl ganz nach dem Herzen des entschlafenen Dichters gewesen, durch den Ertrag der Aufführungen seiner dramatischen Werke den Hinterbliebenen, vor allem der Gattin und der betagten Mutter, eine sorgenfreie Existenz sichern zu können. In diesem Sinne will in erster Linie die Zürcher Aufführung als ein Akt der Pietät und der praktischen Dankbarkeit gegenüber einem Frühvollendeten gewertet sein. Das Beispiel unserer Theaterdirektion verdiente Anklang auch jenseits der schweizerischen Grenzpfähle.

Aber auch der künstlerische Ertrag dieser Aufführung, die für Zürich eine Wiedererweckung ist, verdient seine Würdigung.

Otto Julius Bierbaum hat ein Stück Wielandscher Anmut und Grazie in die literarische Revolution der achtziger Jahre hineingetragen, sein tiefstes Wesen aber gehörte dem Rokoko. Er liebte das achtzehnte Jahrhundert und das gespreizte, leichtsinnige gepuderte Perrückengeschlecht samt seinen Fehlern. Er liebte die mit Schönheitspflästerchen betupfte Wange und den biegsamen Hals schöner Frauen; die das rote Bändchen, das später die Guillotine zog, selbst im ausgelassensten Tanze zierte. Er liebte den Schnörkel und die künstlerische Arabeske. Er liebte die Girlande eigentlich mehr als den Sockel. Die Kunst Bierbaums entbehrt etwas des Knochengerüsts. Er suchte seinen Stil und mischte die Stilarten, so wurde die *Suche* nach einer Stilart und die *Stilmischung sein* Stil. Das merkt man auch an „Stella und Antonie“. An Molière hat Bierbaum dramatisch gelernt. Das Milieu ist Bierbaums Eigentum. Das Motiv, wenn auch selbständig gewendet (was die Hauptsache ist!), ist seit der Sage vom Grafen von Gleichen dasselbe, das Goethe zu seiner „Stella“ verwendete. Schmidt-bonn, der rheinische Dichter, hat in seinem Werke „Der Graf von Gleichen“ das Problem „der Mann zwischen zwei Frauen“ ebenfalls gefasst. Emanuel von Bodman hat demselben Motive sogar drei Dramen gewidmet.

Bierbaum fabuliert: Johann Christian, der junge Direktor einer fahrenden Schauspielertruppe, dem sein dämonisch-schönes, leichtsinniges Weib mit dem hässlichen Souffleur durchgegangen, verliebt sich bei einer Vorstellung in einem gräflichen Hause — man feiert gerade die Verlobung der Komtesse — widerstrebend in die bräutliche Grafentochter Antonie, die seiner Stella gleicht. Komtesse Antonie spielt mit ihrem Herzen und Johann Christian, den sie zu ihrem Kammerdiener macht, so lange, bis dieser, des schnöden, entwürdigenden Spieles satt, mit seiner wiedergefundenen Stella, die als fahrende Sängerin zufällig in das Schloss kommt, auf und davon geht. Zu spät erkennt Komtesse Antonie, wie gefährlich es ist, mit der Leidenschaft zu spielen. Als sie auf der Suche nach Johann Christian in einer Schenke zu seiner Komödiantentruppe stößt, wird sie in dem Augenblicke von der eifersüchtigen Stella erstochen, als diese am klarsten sieht, dass sie Johann Christian, dessen Liebe sie frivol durch den Kot geschleift, endgültig verloren. Johann Christian gibt sich an der Leiche Antoniens selbst den Tod.

Der erste Akt, die Vorstellung im gräflichen Hause, obwohl gekürzt, hat zu wenig scharfen Kontur, zu wenig Struktur, schlägt aber die Rokokotonart mit Glück an. Diesen Ton weiß Bierbaum drei Akte meisterlich festzuhalten. Erst ganz am Ende des ersten Aktes, der dadurch zu einem tumultuarischen Abschluss gelangt, dass Johann Christian (durch die Ähnlichkeit Antoniens mit Stella verwirrt und besinnungslos, gereizt durch Antoniens einladende und doch wieder wegwerfende Geste) die Rezitation seines Carmens mit dem Schimpfwort „Dirne“ unterbricht, dass er der inmitten galanter Herrchen sich köstlich amüsierenden Antonie an den Kopf wirft, gibt der Dichter das Moment zum Handlungsfortschritt. Der zweite Akt nämlich, der die vorgeblich an einem Nervenhoc darniederliegende Antonie beim „Vorhangauf“ im gräflichen Staatsbette zeigt, schließt, samt den Sentiments der am Krankenlager der Tochter versammelten gräflichen Familie, direkt an diesen Vorgang an. Es folgt eine lustige à la Purgon angelegte ärztliche Untersuchung der eingebildet, in Wirklichkeit verliebten Kranken, die damit endigt, dass Johann Christian, den man zur selben Stunde im Schlosshofe notpeinlich auf den Bock spannte, nach dem Wunsche

der Komtesse sofort freigelassen wird. Auf Anraten des Arztes gibt man der Kranken auch darin nach, Johann Christian zu ihr herauf ans Bett zu führen. Und nun beginnt ein Kreuzfeuer erwachender und widerstrebender Leidenschaft, das kokette Spiel Antoniens, das schließlich Johann Christian zu ihren Füßen niederzwingt. Die zweite Hälfte des zweiten Aktes wäre nach meinem Dafürhalten, wenn kürzer und gradliniger, überzeugender. Die Erinnerung Johann Christians an seine Liebe zu Stella angesichts Antoniens ist nicht natürlich, ergibt „Theater im Theater“, eine Zögerung. Es erschiene mir plausibler, wenn Johann Christian widerstrebend, im Kampfe mit sich selbst, so doch deutlich genug, damit der weitere Verlauf des zweiten Aktes vom Auftreten Johann Christians ab klarliegt, von Anfang an seine Liebe und erwachte Leidenschaft zu Antonie zeigte. Im übrigen ist dieser Akt dramatisch und gedanklich sehr gut gearbeitet. Der dritte Akt schließt sich dem zweiten würdig an. Hier fährt das Spiel, im Sinne der Zeit, stellenweise komödienhaft ins Übermütige hinein. Die Szene, wie Graf Pröhlen Verse improvisiert und schließlich dem gewandteren Johann Christian unterliegt, ist ausgezeichnet und von lustigster Heiterkeit. Der Eintritt Stellas, die als singende Zigeunerin das Schloss betritt, ergibt erneutes Interesse und verschafft diesem Akte überdies einen starken wirkungsvollen Schluss. Im vierten Akte endlich macht Bierbaum einen großen Sprung. Vom Rokospiel springt er in den Bajazzo-Verismus, wie ihn die Jungitaliäner in Musik setzten, hinein. Dieser vierte Akt war Otto Julius Bierbaum ein Kreuz. Er bedeutet nichts weniger als eine stilistische Entgleisung. Obendrein ist er zu lose, zu flüchtig gearbeitet. Wenn schon die Wiederherstellung des Schlusses nach der ersten Fassung mir als richtig erscheint, so kann die *Form* dieses Schlusses immer noch nicht *überzeugen*. Ganz unnötigerweise wird Stellas Charakter vom Dichter heruntergezogen. Bierbaum macht aus der leidenschaftlichen Stella eine gemeine Dirne. Dieser Schluss ist im letzten Grunde nur als Konfession, vielleicht als eine Art literarischer Hinrichtung verständlich, denn die Tragik seines Werkes hat der Dichter an sich selbst erlebt.

Ich meine: nachdem Johann Christian die Sphäre Antoniens geschnitten die Lippe der Komtesse geküsst (Akt III), hätte nunmehr im vierten Akte gezeigt werden sollen, wie seine wiedererwachte Leidenschaft zu der oberflächlichen aber heißblütigen Stella an den *inneren Bedingungen* zugrunde geht

„Stella und Antonie“ ist kein Schauspiel, sondern vielmehr eine Rokokokomödie mit tragischem Schluss, eine Tragikomödie also im Sinne der Franzosen, ein dramatisierter Liebesroman.

Die Aufführung unter Direktor Reukers Leitung war zum größten Teil rechten Lobes würdig. Besonders die beiden mittleren Akte gerieten ausgezeichnet. Die Regie der Szene war in allen Akten mustergültig.

ZÜRICH

CARL FRIEDRICH WIEGAND



Nachdruck der Artikel nur mit Erlaubnis der Redaktion gestattet.
Verantwortlicher Redaktor Dr. ALBERT BAUR in ZÜRICH. Telephon 7750

